

44]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Durch die riesigen Fenster des Kaffeehauses sah Camille auf das Gewandhaus*), auf die Türme der Kathedrale, auf die Leute, die auf dem Ringplatz gingen, und sah vor sich gleichsam nur eine unermessliche, mathematisch ebene, weiße Fläche. Kalt, öd . . . Das, worauf seine Augen blickten, schien ihm etwas längst Erlebtes, Ueberlebtes. Die Erinnerung an irgendeine Vergangenheit irrte in seinem Kopf herum und verhinderte ihn, vernünftig an das zu denken, was ist. Als gäbe es auf der ganzen Welt nichts außer dieser öden, kalten Weite. Man konnte sein Leben damit verbringen, um bis an ihre Grenze zu gelangen, — diese weiße Welt hatte kein Ende. Kein Weg war auf ihr, nichts, was eine Richtung zeigte. Keine Spur eines Lebewesens. Alles tot und taub.

Die stillen Gedanken lösen sich von der Seele ab, wie Seufzer. Sie ziehen in die Ferne, um für immer zu verschwinden. Sie huschen über die eisige Ebene wie Wölkchen von feinem Schneestaub. Schon bläst sie der gegenwärtige Augenblick, der vergeht, auseinander. Eine verzweifelte Frage steigt auf. Taub und tot. Sie wartet auf keine Antwort und verstummt inmitten der weißen Wüste. Unfassliche Einsamkeit! Ein wahnsinniger Schrecken ergreift die Seele. Preßt sie mit unbarmherzigen Bindungen zusammen und hält sie fest. Zieht seinen Knoten enger und würgt.

Man weiß nicht, wohin zu fliehen. Man weiß, es gibt kein Ziel. Dieser Raum verschlingt jede Anstrengung. Er hat keine Grenzen, ist ewig.

Camille schüttelte mit einer gewöhnlichen menschlichen Bewegung die Fessel der lähmenden Erscheinung von sich. Er überlegte und prüfte suchend, woher sie wohl entstanden war. Diese weiße, unendliche, kalte, öde Ebene. Wann war sie? Eine eisige Steppe bedeckte den mächtigen wie ein Meer über seine Ufer getretenen Fluß des Nordens. Fern in den Nebeln verbargen sich die fernen Küsten. Wüst, eben, schauerlich. Bedrückend, schrecklich, einsam . . .

Doch nein.
Es sind die unermesslichen Schneefelder des Metisch-gleisners. Niedrig streichen über ihn die Nebel. In den Wolken sind nah und fern die Gipfel — ringsum nichts als Schnee ohne Ende. Der Glanz blendet die Augen. Die Dede, die schauerliche Stille schmerzt die Seele . . .

Doch nein.
Er lächelte seinem Geheimnis zu. Er hatte es schon erraten.

Es war der Tod. Sein Tod.
Wie mußte man die große weiße Wüste lieben! Wie mußte man die toten Fluren der Ruhe, des Vergessens segnen! Für alle Ewigkeit, für das unendliche, übermenschliche Immer sind die blutigen Ereignisse, schrecklichen Bilder, die beschwerlichen Gedanken dahin, und mit ihnen auch das eigene unendliche Leid.

Von all dem blieb nichts zurück.
„Wie wird der menschliche Verstand das Nichts zu erfassen vermögen“, dachte er. „Noch sieht die glücksdurstige Seele nicht das Unmaß ihrer Wonne. Doch schon ahnt sie die Wahrheit des Todes und beugt sich anbetend vor ihren Wundern und Gnaden.“

Durch den großen Saal schoben sich die Gäste, tönten Stimmen, Lachen, das Mirren von Glas und Geschirr. In einer Ecke sah eine Gruppe von Bekannten in lauter, lebhafter Unterhaltung. Er erkannte die Stimmen, erkannte die Gesichter, er erinnerte sich an alles, was er von diesen Menschen wußte. Aber wenn er auf sie sah, schien es ihm, daß dies ferne Bild erlebter Dinge unnützlich aufgestiegen war und ihn daran hinderte, sich mit Inbrunst in dies eine zu vertiefen, was in diesem Augenblick einzig wirklich war: in diese ebene, weiße, unendlich ausgedehnte und ewig einsame Fläche einer anderen Welt.

*) Berühmtes altes Gebäude in Krakau.

Und aus jener so ganz anders gearteten realen Welt kam jetzt auf ihn sein alter Freund und Genosse zu, den er so lange nicht gesehen hatte: Leo. Camille erbehte und in seinen Augen flammten Funken auf. Er sah, wie Leo zwischen den Tischen sich durchdrängte, und wie er Schritt für Schritt sich näherte. Er hatte sich nicht verändert. Camille sah ihn gleichgültig an. Sie reichten sich schweigend die Hände.

„Weißt Du, schon aus Höflichkeit gehörte es sich, daß Du wenigstens ein bißchen sogenannte Höflichkeit zeigst.“
Camille lächelte bleich.

„Diese letzten zehn Monate haben Dich verändert,“ fuhr Leo fort und sah ihn freundlich an. „Ich habe davon gehört, aber ich möchte gern etwas Sicheres wissen. Du mußt mir alles von Dir erzählen.“

„Ich muß Dir nichts erzählen.“

„Es soll ja kein Zwang sein. Aber vielleicht willst Du es selbst.“

„Ich will nicht.“

„Nun, dann werde ich von mir anfangen. Bist Du nicht neugierig zu wissen, was ich fast ein Jahr lang hinter dem Gitter machte? Wunderst Du Dich nicht, daß ich aus diesem Zusammenbruch entkam, wie jene kluge Ratte?“

„Mir ist alles gleich. Aber ich mag nicht, daß Du Dich verstellst. Sprich, was Du willst, doch so, wie Du es gewohnt bist.“

„Gut. Also es sind schreckliche Zeiten für uns gekommen. Die Leute, die entkommen sind, sind ganz verwüstet. Ich habe mich umgesehen und weiß es. Doch habe ich dies in meiner Einsamkeit schon vorausgeföhlt. Rechtzeitig habe ich ein Mittel auch für diese Zeiten überlegt, und jetzt habe ich es. Mit diesem Plan müssen sich die Leute, die noch übrig geblieben sind, einverstanden erklären, denn er ist das einzig Vernünftige. Du weißt, daß ich immer Realist war, und daß ich selbst in den romantischen Zeiten vor kurzem ohne Träume ausgekommen bin . . . Interessiert es Dich nicht?“

„Nein.“

„Verschiedene zugrunde gerichtete Leute haben es mir schon gesagt: mit Camille ist es aus. Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß ich Dir das nicht erlauben werde. Rede Du, was Du willst, ich werde Dir einen Rat geben. Lächle nicht ironisch, sondern hör zu und gib Dir Mühe, mich zu verstehen. Ich weiß alles über Dich. Ich sehe jeden Deiner Gedanken. Du hast durchaus kein Recht, mich zu hassen. Du hast kein Recht, mich für einen Feind zu halten. Du bist nicht verrückt, sondern ein vernünftiger Mensch. Ich kenne Dein Leid. Eine Medizin habe ich nicht dagegen. Aber ich brauche Dich, und die Sache braucht Dich. Und darum wirst Du nicht von mir loskommen. Du wirst hören müssen, was ich sage. Hör mich an und schweig, wenn Du nicht sprechen kannst. Der Augenblick wird schon kommen, daß Du sprichst. Du kannst dabei auch Grimassen schneiden — laß Dich nicht im geringsten stören.“

Camille sah sich wieder in seinem weißen Lande um. Auf seinen Lippen erschien ein leichtes Lächeln und blieb dort. Und Leo sprach mit gedämpfter Stimme, indem er ihm dicht in die Augen sah.

„. . . Die einen setzten mir auseinander, daß die Revolution zu Ende sei. Andere meinen, es sei Berrat, es zuzugeben. Mir ist das gleich. Wenn die Revolution ist, desto besser. Wenn sie aber durch Bluterlust erschlaft ist, und jene, die entkommen sind, vor allem an ihre eigene Rettung denken, — so ist es notwendig, alle Kräfte aufzubieten und wenigstens die wenigen in einen Haufen zu sammeln, die nicht die Waffen gestreckt haben.“

„Die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht,“ murmelte Camille.

„Ich freue mich, daß Du gesprochen hast. Aber es handelt sich mir hier durchaus nicht um Ehre. Ich schreibe keine Dramen mit Menschenblut. Das wäre nur ein strategisches Manöver, oder, wie man es nennt, den Feind beschäftigen.“ — Mir ist es darum zu tun, zur rechten Zeit die feilsche Beschaffenheit der Masse zu enthüllen. Man muß jene gewaltige tiefe und unschätzbare innere Verwandlung, die in der Masse vorgegangen ist, vor dem Untergang retten. Denn wenn man öffentlich verkünden und dazu noch be-

gründen wird, daß die „Vorstellung zu Ende sei“ — dann wird alles wieder in den alten Schlaf verfallen. Man wird die Wunden lecken, die ganze Bewegung verfluchen und vor dem Feind kriechen. Es lebt aber noch der Wille und der Haß. Zwar fehlt der Glaube an den Sieg, aber der Wunsch nach Rache lebt. Noch hat sich die gemeine Seele der Menge mit dem alten Strick nicht ausgeföhnt. Noch ist der rebellierende, geschlagene und gefesselte Sklave auffällig. Aber was wird morgen sein?

„Das ist mir alles gleich . . .“
„Gut, daß Du gesprochen hast. Immer besser. Siehst Du, morgen schon kann die Krise kommen, können Erscheinungen der Messerniedrigung auftreten. Dann stürzt alles, was noch stehen geblieben ist, zusammen, und es ist sehr viel noch stehen geblieben. Das Wertvollste ist gerettet: die Auflehnung. Das muß man um jeden Preis erhalten. Dies ist meine einzige Aufgabe für heute. Die Seele der Masse bedarf der Hoffnung, der Anregung. Die Seele der Masse brennt nach Vergeltung. Der Soziologe mag das naiv nennen — denn es ist naiv. Aber die Massenseele ist ebenfalls naiv, und darauf beruht ihre Ursprünglichkeit und Größe. Wahr ist, daß wir mit diesem unseren Schwachen, (es ist lächerlich zu sagen) sogenannten Terrorismus nichts Reelles ausrichten werden. Aber wir werden der Masse in ihrem düsteren Schicksal einzelne Momente, ein Aufblitzen gelegentlicher Befriedigung, Augenblicke der Illusion von Macht geben — wir werden ihnen wenigstens den Schatten einer Rache bieten. Das scheint wieder sehr naiv, aber meine Absicht ist nüchtern, durchdacht und unfehlbar. Mein Ziel ist gering; ist vielmehr nur ein Mittel zu etwas, das irgend wann eintreten soll, aber für jetzt, für dies entsetzliche Inzwischen genügt auch das. Mag geschehen, was geschehen muß. Vielleicht lebt die Revolution wieder auf. Vielleicht tritt ein Umschwung ein, vielleicht kommt es zu einem neuen Krieg mit Japan oder mit andern, indessen werden wir mit diesen ganz kleinen, möglichen Mitteln . . .“

„Und dieses Mitteln — ist ein neuer See von Blut mit einem Säulengang von Galgen ringsum . . .“
(Fortsetzung folgt.)

Inmitten weißer Pracht.

Gedanken von Friß Sängler.

Garmisch (Oberbayern), Ende Februar.

Eigentlich ist es auf dieser Erde gar nicht so kreuzdumm eingerichtet, wie es manchmal den Anschein hat. So gibt es neben vielen anderen ganz vernünftigen und schönen Dingen auch Arbeit, Ruhe und Erholung. Für die Erholung hat man sogar die raffiniertesten Sachen erfunden. Man denke nur an die vielen Abstufungen von einem Sinfoniekonzert bis zur Drehorgel oder von der Promenade längs der staubigen Straße bis zum Skisport in den freien, lichtumfluteten Höhen der Alpenwelt. Es ist wirklich fast alles da, was man sich wünschen kann, und schließlich ist keine Arbeit so hart, daß es dazu nicht ein Gegenstück der Freude und der gesunden Erholung gäbe, das ihr sehr wohl die Stange halten kann.

Das Dumme in dieser sonst so schön eingerichteten Welt ist nur das eine, daß es Menschen gibt, die nur immer arbeiten müssen, und dann wieder andere, die sich nur immer ausruhen, und dann wieder andere, die sich nur immer, jahraus, jahrein, erholen.

Daß es nicht zuträglich ist, nur immer zu arbeiten, dafür gehen leider nur zu viel Beweise unter der Sonne herum. Man sieht da junge Menschen, die mit allen guten Gaben der Natur ausgestattet waren, in wenig Jahren als zusammengefuntenes Fragezeichen herumgehen, Fragezeichen, die an die Ordner der Dinge in dieser Welt gerichtet sind.

„Wo ist die ewige Gerechtigkeit?“ so schreien sie, die blaffen, die umrandeten Augen — —, wir alle kennen das; ich will nicht länger dabei verweilen.

Wie ich sagte, es gibt dann Leute, die sich immer, jahraus jahrein, ausruhen —. Wovon? Ja, das ist das Geheimnis eines jeden einzelnen; der eine ruht sich vom Essen aus, und sowie er damit fertig ist, hat er wieder Appetit; so kommt er sein ganzes Leben an nichts anderes; ein anderer ruht sich den ganzen Tag von den Mühen einer lustigen Nacht aus, und da das unter Umständen beschwerlich sein soll, so ist begreiflich, daß er sich darauf wieder eine lustige Nacht leisten will usw.

Wie ihnen das bekommt? Den allermeisten nicht gut. Man sieht sie selten froh, sie sehen zwar eine Miene auf, als wenn sie der ganzen Welt überlegen wären, wenn aber irgendeine ernste Tatsache oder ein ernster Mensch aus dieser Welt, die sie nur von oben herab ansehen, an sie herantritt, so zeigt es sich bald, daß sie unterliegen. Sie geben allein für den Arzt in einem Jahre

mehr aus, als ihr ganzes Leben und Bewegen für diese Erde Sinn und Wert hat, vorausgesetzt, daß sich überhaupt etwas Derartiges herausdestillieren läßt. Diese Tatsache ist nichts Verwunderliches, Leben heißt Bewegung, und zwar kräftige, kernige Bewegung, nicht nur der Muskeln, sondern auch der Nervenzellen im Gehirn, und wo das fehlt, da ist das eigentliche Leben negiert und alle Surrogate können einen, wenn auch langsamen Zerfall nicht aufhalten.

Nun gibt es solche, die sich ihr ganzes Leben lang erholen. Das scheint zunächst schon besser zu gehen als das Berufsausruhen, es liegt dies in der Natur des Erholens. Das Erholen ist eine Betätigung, die den inneren Ausgleich im Menschen herstellen soll. Die Natur hat die Laune, eine gleichmäßige Anstrengung aller Kräfte und Fähigkeiten im Menschen zu fordern. Die Kultur aber, die eine immer weitergehende Arbeitsteilung mit sich bringt, will sich dem nicht fügen, und so wurden für den geistig Arbeitenden der Sport, für den körperlich Tätigen die Konzerte und Theater usw. zur ausgleichenden Notwendigkeit. Natürlich wird der geistig Tätige auch rein aus inneren Gleichgewichtsgründen künstlerische Erholung wünschen, und andererseits werden viele Arbeiter, auch wenn sie sehr angespannt sind, ihren Sonntag nicht besser feiern können, als wenn sie eine gesunde, kräftigende Tour zu Rad oder zu Fuß machen.

Leider ist nun aber die soziale Lage der Dinge derart, daß es eigentlich fast nirgends so herauskommt, wie es gemeint ist. Die geistigen Arbeiter im kaufmännischen oder Fabrikbureau sind selten so gestellt, daß sie ihre Ruhetage oder wenn es so weit ist, ihre Ferientage in einem der weltbekannten Kurorte zubringen können. Die seelische Hygiene der Fabrik-, Berg- und Landarbeiter ist aber noch gar nicht erfunden, man erkennt im allgemeinen überhaupt nicht an, daß ein gewöhnlicher Arbeiter das Recht auf einen seelischen, das heißt innerlichen Ausgleich seiner Persönlichkeit habe. Erstens braucht nach der landläufigen Ansicht der „geschickten Leute“ ein Arbeiter überhaupt keine Persönlichkeit zu sein, und zweitens ist ja für einen, der unbrauchbar geworden ist, sofort wieder ein Ersatz da.

Das Erholen ist also Sache der berufenen Erholer. Die Berufsvergünstigungsmenschen füllen die Weltkurorte, und sie betrachten es als ganz selbstverständlich, daß alles Schöne in der Natur nur gerade für sie da ist. Für sie hat der liebe Gott das Alpenlächeln erfunden, die Nachtigallen das Singen gelehrt, den Bergbach geschaffen, der in tausend Sprüngen ins Tal hinunter hüpfet. Ja, wenn nicht alles trägt, so hat der liebe Gott die Alpen überhaupt nur eigentlich für die Leute entworfen lassen, die aus irgendeinem Grunde viel überflüssiges Geld und Zeit zum Freffen haben. Das sieht man am besten in der Schweiz, wo fast alle besonders schönen Punkte, soweit es sich irgendwie machen ließ, abgesperrt sind, um nur denen reserviert zu bleiben, die sonst nichts in der Welt zu tun haben, als Schönheit zu genießen und ihrerseits selber die Natur und Welt mit ihrer werten Persönlichkeit zu beglücken.

Wie man das fertig bringt, sich fortwährend zu erholen?

Das scheint schon eher möglich, als das berufsmäßige sich Ausruhen, denn man kann sich ja bei den körperlichen Übungen, bei Sport und Spiel von den Vergnügungen des Geistes erholen und dann, wenn man müde ist, vom Rodeln zum Beispiel, sich geistige Erholung gestatten. So ginge das im ewigen Wechsel und es sähe bei aller Wertwürdigkeit immer noch halbwegs vernünftig aus. Es ist auch durchaus kein übles Bild, wenn man diese jüngeren Leute, Männlein und Weiblein, da sieht, wie sie mit glühenden Wangen den Rodel den Berg hinanziehen, mit vieler Mühe; denn die Wägen, auch die künstlich angelegten, sind sehr steil und es geht lang, bis man oben ist, und dauert so kurze Zeit, bis der Schlitten wieder unten angefaßt kommt. Und sie haben einen so frommen Eifer, man meint, es ginge um die Welt, immer wieder hinauf, langsam schwerfällig, und immer wieder hinunter in einem ach so kurzen Sausen. Sie sind nicht nur eifrig dabei, sie sehen auch recht schön aus, ja weiß Gott, sie sehen so aus, als wenn sie auf einmal irgend etwas regelrecht Nützliches getan hätten, sie sehen aus, als wenn sie gearbeitet hätten oder eben arbeiten würden. Aber ich will ihnen doch nicht zu nahe treten, das würden sie als eine Beleidigung empfinden, und ich will ja bloß die Wahrheit sagen. Wenn man näher hinsieht, so gewahrt man doch: sie sehen doch nicht ganz so aus wie jemand, der etwas Gewöhnliches, das heißt etwas allgemein Nützliches, arbeitet. Besonders wenn man ihnen nachher im Kurort begegnet, sieht man das. Sie werden diesen müden Zug nicht los, diesen seltsamen Zug im Gesicht, den man auch in den Großstädten bei den Stammgästen der vornehmen Cafés alle Tage in hundert Variationen finden kann.

Das Konzert, das sie am Abend besuchen, freut sie im Grunde ebenso wenig, wie sie im Grunde ihre Tagesfreuden freuen. Vornehme Damen gehen in Herrenkleidern, das heißt in Posen, die allerdings nur eben für vornehme Damen gemacht und möglich sind, so, als wenn hier in den einfachen Bergdörfern der Karneval den ganzen Winter dauern würde. Die sogenannten Sportkostüme sind längst nicht mehr auf das rein praktische Bedürfnis zugeschnitten, im Gegenteil, sie blühen in allen Farben und Formen und lassen die Größe des Geldbeutels, der sie gekauft hat, genau so zur Geltung bringen, wie das Ballkleid oder das Auto oder irgendein anderer Bedarfsartikel der großen Welt.

Der Sport als Beruf in dem Sinne, wie er jetzt von so vielen gepflegt wird, ist etwas ebenso Widerstrebendes wie Berufsaufzucht. Wer sich davon überzeugen will, der braucht nur an die Wintersportplätze zu gehen.

Es ist an sich ein unglaublich gescheiter Gedanke, gerade jetzt im beginnenden Frühjahr, wo der Kampf zwischen Warm und Kalt, zwischen Winter und Frühling im Lande ausgefochten wird, auf den freien Höhen zu verweilen, wo es noch herrlich Winter ist, und dann herunter in die Städte zu kommen, wenn der Frühling gerade seinen Einzug hält. Denn so interessant dieser Kampf auch ist, für die Zuschauer hat er viel unangenehme Begleiterscheinungen. So ist es eine famosere Erfindung der Neuzeit, auch in den deutschen Alpenländern den Fremdenverkehr das ganze Jahr zu kultivieren.

Wenn man nun dahin kommt — „Fremde“ sind da. Aber wo sind sie, die von der Arbeit müde, sich an der Bergsonne neue Freuden für die Arbeit und in der Bergluft neue Kraft für die Mähen, die ihrer warten, holen?

Der Sonntag bringt einen Strom solcher Menschen mit, aber mit dem Sonntag geht dieser Strom wieder in die Ebenen hinaus, und was die Wochentage in den Bergen verbringt, das sind solche, die ewig Zeit haben, sich zu kräftigen und nie von ihrer Kraft einen vernünftigen Gebrauch machen. Die wenigen anderen, die da zu finden sind, treten wegen ihrer geringen Zahl so in den Hintergrund, daß man sie kaum zu nennen braucht. Das sollte umgekehrt sein: die reinen Freuden der Natur sollten viel mehr als bisher denen zukommen, die ein natürliches Recht darauf haben.

Der Laubenkolonist.

Zur Geflügelzucht.

Die Zuchtzeit hat begonnen. In den Geflügelzeitungen und sonstigen Liebhaberblättern nehmen nun die Bruteierinserate einen breiten Raum ein. Das Brutei, richtiger der Bruteierhandel, ist nämlich der Rettungsanker des Züchters. Während des ganzen Jahres hat er bei der abnormen Teuerung, die sich auch auf die Futtermittel erstreckt, ein nettes Stück Geld zugekehrt, und dadurch ist der gefährdete Verlust entstanden, den man vornehm Defizit nennt. Diesen Verlust soll nun der Bruteierhandel weit machen. Da aber die Bruteierkäufer nicht von selbst gelangen konnten, wie etwa die Käufer frischer Semmeln zum Bäcker, so muß man inserieren, und das kostet ein schönes Stück Geld. Kleine Inserate gehen unter hundert anderen verloren, die Bestellungen bleiben aus, wenn man nicht ganz billig anbietet und dabei noch auf hohe Ausstellungspreise verweisen kann. Die Preise schwanken zwischen 3 und 36 M. für ein Duzend Hühnerbruteier! Trotz höchster Ausstellungspreise, die ich seit Jahren erzielte, habe ich immer die Erfahrung gemacht, daß die Inseratkosten die gesamten Einnahmen für Bruteier reichlich auffressen. Aus dieser Erfahrung heraus rate ich vom Bruteierhandel ab. Priekle meint, er sieht sich am besten dabei, wenn er die frischen Eier selbst ist, und darin muß ich ihm recht geben.

Auch mit dem Ankauf von Bruteiern ist es eine eigene Sache. Auf den Ausstellungen sind die für seine Tiere, deren Anblick das Herz eines jeden Liebhabers höher schlagen läßt, geforderten Preise für den einfachen Menschen, in dessen Geldbeutel dauernd Ebbe herrscht, unerträglich. Da liegt nun nichts näher als der Gedanke, durch Kauf eines Duzend Bruteier in den Besitz gleich schöner Exemplare zu gelangen. Man überfliegt die Inserate, von denen jedes das Lob der Tiere und deren Erfolge in einer anderen Tonart singt, und bestellt schließlich aufs Geratewohl. So habe ich es früher auch gemacht, aber fast regelmäßig war ich der Geleimte. Es gibt ja noch ehrliche Züchter, deren Tiere nicht nur auf anerkannten Ausstellungen von urteilsfähigen Richtern hoch prämiert worden sind, die diese Preisstiere auch noch besitzen und tatsächlich die von ihnen gelegten Eier auch verkaufen. In vielen Fällen sind aber die Tiere, deren Bruteier angeboten werden, längst verkauft, oder auf irgend einer Lokalshow prämiert, auf der es an jeder Konkurrenz fehlt, oder aber der ehrenwerte Züchter hat sie allein gesetzt, um die von ihnen gelegten Eier für die eigene Weiterzucht zu verwenden und die Eier anderer, minderwertiger Tiere für schweres Geld als Bruteier loszuschlagen. Ich habe im Verlaufe von zehn Jahren nur aus meiner eigenen Zucht, niemals aber aus gekauften Bruteiern, auch nicht aus den teuersten, erste Preisstiere gezogen. Zu berücksichtigen ist freilich, daß auch aus den besten Zuchten niemals nur erste Preisstiere hervorgehen. Wäre dies der Fall, so würde es ja kein Kunststück sein, auf allen Ausstellungen höchste Prämien und Verkaufspreise zu erzielen. Bei feinen Rassen ist immer ein erheblicher Ausfall zu verzeichnen, man muß aber Kenner sein, um die minderwertigen Sprößlinge rechtzeitig auszuscheiden zu können.

Wer Bruteier kaufen will, der wende sich zunächst an einen ehrenhaften Züchter. Man lasse sich, wie üblich, 75—80 Proz. Befruchtung garantieren. Manche Züchter bieten statt dieser Garantie von vornherein drei Ersätze für etwa unbefruchtete an, liefern also 15 statt 12. Man soll es sich aber reiflich überlegen, ehe man auf solches Angebot eingeht, denn es schließt jeden späteren Ersatzanspruch aus, selbst dann, wenn sich alle 15 Eier als un-

befruchtet erweisen. Vorteilhafte Ausnahmen kommen vor. So kaufte ich im Vorjahre ein Duzend Bruteier nebst drei Ersätzeiern, die sich sämtlich als befruchtet erwiesen und 14 gesunde Küden brachten, die alle am Leben blieben. Im fünfzehnten Ei war das Küden kurz vor dem Schlüpfen abgestorben.

Schlechte Brutergebnisse beruhen nicht immer auf mangelhafter Befruchtung, sondern häufig auf unvorsichtiger Behandlung durch die Post, auf schlechter Bedienung des Brutapparats oder auf Unzuverlässigkeit der Glude. Man verlange vom Verkäufer Verpackung der Eier in kleinem Henteltorb. Jedes Ei ist für diese Korbpackung zunächst in Seidenpapier und danach in seine Holz- oder Cellulosewatte zu hüllen. Verpackung in sogenannten Fächerkartons verbitte man sich, denn in solchen kommen die Eier nach meinen Erfahrungen meist in brutuntauglichem Zustande an, namentlich dann, wenn sie durch die Hände von Landbriefträgern gehen, die gewöhnlich alle Pakete auf den Budel packen und damit losziehen.

Nach der Ankunft packt man die Bruteier, die meist einen Stempelabdruck oder ein sonstiges Kennzeichen des Züchters tragen, vorsichtig aus, legt sie auf Sand oder Sägemehl und läßt sie 24 Stunden in einem kühlen Raume ruhen; erst dann kommen sie in den Brutapparat oder unter die Glude. Der Glude bereitet man schon am Tage zuvor das Nest und setzt sie zur Erprobung ihrer Zuverlässigkeit zunächst auf einige gewöhnliche, oder auf Porzellaneier. Diese Vorsicht ist geboten, denn störrische Gluden zertreten oft die teuren Bruteier. Ueber die gesetzte Glude stülpt man einen Korb, und zwar so lange, bis sie feststift. Am nächsten Tage läßt man sie mit zwei Händen vorsichtig vom Nest abheben, nimmt die versuchsweise untergelegten Eier fort, legt die Bruteier unter und setzt die Glude dann vorsichtig auf das Nest zurück. All dies hat in größter Ruhe zu geschehen.

Einer Glude legt man, je nach ihrer Größe und nach Größe der Eier deren 10—14 unter, einer Putz 10—14 der eigenen oder 16—20 Hühner Eier, einer jüngeren Gans 8—10, einer alten bis 15 Gänse Eier, einer Ente 13—18. Man wird bald sehen, ob das Tier auch alle untergelegten Eier deden kann. Ist dies nicht der Fall, so nimmt man die überflüssigen fort, denn andernfalls werden sie von der Brüterin bald aus dem Neste herausgeworfen.

Am 6.—7. Bruttage erfolgt das Spiegeln oder Schieren der Bruteier. Man nimmt den Brutvogel vom Nest und prüft jedes Ei mit dem sogenannten Eier Spiegel, oder einfach durch die hohle Hand, in der man es zwischen Daumen und Zeigefinger nimmt und in verdunkeltem Raume gegen eine Lichtspalte hält. Erscheint nun das Ei dunkel gewölkt, so ist es befruchtet, erscheint es hell, wie ein frisches Ei, so ist es unbefruchtet. Die auszuscheidenden unbefruchteten Eier können nach in der Küche Verwendung finden. Handelt es sich um gekaufte Bruteier, für deren Befruchtung der Verkäufer Garantie geleistet hat, so locht man hart, um sie dann dem Verkäufer zum Nachweise der fehlenden Befruchtung einzufenden.

Die Brutdauer beträgt für Hühner Eier 21 Tage, für Enteneier 26—28, für Gänse Eier 28—30, für Puteneier 28—31. Es ist sehr ratsam, die Gelege am letzten Bruttage zu beobachten. Bekanntlich erzielt man nicht aus jedem befruchteten Ei ein Jungtier. Oft sterben Keim oder Tier im Ei ab, im Brutapparat bei mangelhafter Bedienung, ungleichmäßiger Temperatur oder ungenügender Lüftung; unter der Glude, wenn sie das Nest zu wenig oder zu lange verläßt. In der ersten Brutzeit muß die Glude, je nach der Luftwärme, das Nest täglich einmal 10 bis 30 Minuten, gegen Schluß der Brutzeit noch etwas länger verlassen.

Oft sind die Eier so hartschalig, daß die Küden die Schalen nicht sprengen können. Dies war namentlich im Vorjahre zu beobachten; die Tierchen erstikten im Ei. Damals sind mir mehrere Bruten verloren gegangen. Nur einmal konnte ich am letzten Bruttage einer Glude auf meinem Grundstück anwesend sein. Ich nahm sie am Abend vom Nest, untersuchte die Eier und fand nur eins angepickt. Ich öffnete nun alle Eier, sie mit meinem Taschenmesser an der stumpfen Seite vorsichtig anstosend, löste dann die ganze Schale und förderte so aus jedem Ei ein ganz nasses, hilfloses Küden, das ich der Mutter unterlegte. Der Erfolg war überraschend; alle Küden blieben am Leben und entwickelten sich tadellos, während sie da, wo ich nicht eingreifen konnte, zum größten Teil in den Eiern erstikten. Schlüpfen die Küden nicht gleichzeitig, so muß man die zuerst geschlüpfen, nachdem sie unter der Glude trocken geworden, fornehmen, in einen sehr warmen Raum bringen und hier füttern und tränken, sonst verfallen sie dem Hungertode. Sind alle Küden geschlüpft, etwa schlechte Eier aus dem Neste entfernt, so gibt man der Glude die zuerst entfernten Küden wieder zurück. Küden bleiben 12 Stunden unter der Glude, bevor sie fressen. Euten solange, bis sie trocken sind; Gänse meist 24 Stunden. Kommen die Bruten zweier gleichartigen Brüteriere etwa gleichzeitig aus, so kann man die Jungtiere des einen dem anderen untergeben, was aber abends in der Dunkelheit geschehen muß, denn am Tage würde die Pflegemutter die Fremdlinge sofort als solche erkennen und tobtöhen. Ich hatte Gluden, die bis 40 Küden führten, was die Aufzucht wesentlich erleichtert.

Wer sich an den im Herbst stattfindenden Junggeflügel-ausstellungen beteiligen will, der muß früh mit der Brut beginnen. Da in früherer Jahreszeit Gluden zu den Seltenheiten gehören, so ist der Brutapparat ein notwendiges Hilfsmittel für Frühbruten. Zum Brutapparat gehört aber auch ein beizbarer, geräumiger, trockener und heller Aufzuchttraum für die Brut. Wo

ein solcher fehlt, da gebe man der natürlichen Brut den Vorzug. Hühner der frühesten Brut werden die besten Winterleger, die bei frühreifen Rassen meist im August mit Eiern beginnen, zu einer Zeit also, zu der sich die alten Tiere in der Mauser befinden und mit Eiern aufhören.

Wer nicht immer auf der Parzelle anwesend sein kann, der lege die Glucke im April; die Küden schlüpfen dann zu einer Zeit, zu der es schon ziemlich warm ist, und können, wenn vierzehn Tage alt, im Freien aufgezogen werden. Das beste Aufzuchtfutter für Hühner ist in den ersten Wochen weiße Hirse mit feinkörnigem, trocken zu gebenden Rüdenkrassfutter, daneben fein gewiegtes Grün, später Bruchreis und Weizen. Gänse und Enten wachsen rasch auf der Weide, bei reichlichem Grünfutter auf. Hd.

Kleines feuilleton.

Völkerrunde.

Die Lappen als Opfer des Kapitalismus. Die Lappen, dieses älteste Volk Europas, das noch vor 200 Jahren die ganze unter Finnland, Schweden und Norwegen aufgeteilte Lappland ungestört bewohnte, fühlen sich in ihrer Existenz bedroht. Während in Norwegen ein Leis der im Küstengebiet lebenden Lappen, die sogenannten „Seelappen“, dem Fischfang obliegen und sich im Kampfe ums Dasein behaupten können, ist die große Mehrzahl dieses Volkes noch immer der Rentierzucht ergeben, und eine jahrtausende alte Tradition macht diese Verglappen für jede andere Beschäftigung fast unfähig. Diese Rentierzucht bedingt aber ein Nomadenleben, denn die Tiere, die fast ausschließlich von der Rentierflechte leben, streben im Winter, wenn der hartgefrorene Schnee diese Flechte nicht ausgraben läßt, unwillkürlich nach der südlichen Lappland, im Frühling und Sommer aber aus den wärmeren Gegenden nach dem nördlichen Norwegen. Ihr Selbsterhaltungstrieb respektiert dabei selbstverständlich keine Landesgrenzen. Wenn nach kurzem Lauswetter harter Frost einsetzt und die schwedischen Weideplätze mit einer den Rentierhufen widerstehenden Eiskruste bedeckt sind, dann jagen diese Tiere in Herden zu Jehrtausenden über die norwegische Grenze und nagen, vom Hunger gequält, die Birken und Äste der Jungbäume ab. Dafür verlangen die norwegischen Bauern Schadenersatz, den die Lappen kaum erschwigen können.

Diese Seite des wirtschaftlichen Kampfes der Lappen hat ein schwedischer Lappe Turi in dem überaus interessanten — deutsch bei Rütten u. Loening erschienen — „Vuch des Lappen Johan Turi“ zu schildern versucht. Was den großen Wert dieses Buches bildet, ist seine vorzügliche Schilderung des Lebens und der Sitten der Lappen, die hier zum erstenmal eingehend bekannt werden. Aber für die wirtschaftliche Lage der Lappen ist dieses Buch kein zuverlässiger Führer, einfach deshalb, weil der Lappe Turi und seine literarische Beraterin, die dänische Malerin Emilie Demant, die schwedischen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht überblicken konnte, der Gönner der beiden aber, der das Erscheinen des Buches ermöglichte, kein Interesse haben konnte, diese Lücken auszufüllen. Es ist dies nämlich der Direktor der großen Seltbare-Erzgruben im schwedischen Lappland Hjalmar Lundbom, einer der bekanntesten Scharmacher Schwedens. Deshalb ist in dem Buche auch keine Andeutung dafür zu finden, daß die schwedischen Rentierherden gar nicht gezwungen wären, so nahe der norwegischen Grenze die Winterweide zu halten, wenn nicht die ganzen unermesslichen Waldungen und Wiesen des Angermann- und Jämtlandes (dem nördlichen Schweden) in den Händen einiger schwedischen Banen und großindustrieller Gesellschaften wären, den Großmagnaten der Holz- und Zelluloseindustrie. Dieses Gebiet, fast so groß wie Preußen, ist zu 80 Proz. in den Händen dieser Großkapitalisten, die als „Waldresser“ die schwedischen Lappen in immer unwirtlichere Gegenden, das Hochgebirge längs der Grenze, drängen!

Ist das Finanzkapital in Schweden der Bedränger der Lappen, so ist es die privatkapitalistische Gesellschaft wieder in anderer Art für die norwegischen Verglappen. Diese haben ihre Winterweideplätze auf den Hochplateaus. Sind diese vereist oder aber im Frühjahr schon zu sehr der Sonne ausgelegt, so streben die Rentierherden in das Tal, wo die Aeder und Wälder der Bauern liegen. In dem letzten Jahrzehnt ist nun das nördliche Norwegen als Touristenland so überaus in Mode gekommen und reiche Engländer, Deutsche und besonders Ungarn lassen sich oben nieder und pachten die Jagd über den Sommer. Um den Wildbestand dieser Wälder zu schonen, verbieten jetzt seit mehreren Jahren die norwegischen Bauern den Lappen, ihre Rentierherden durch die Wälder zu führen, da diese angeblich das Wild vertreiben. So sind die Lappen mit ihren Herden entweder dem Verderben preisgegeben, oder aber sie müssen sich oft übertriebenen Schadenersatzansprüchen fügen, was sie erst recht wirtschaftlich ruinier. Gegen diese seit einem Jahrzehnt sich einstellende schwere Gefahr haben jetzt die Verglappen des ganzen norwegischen Lapplandes in einer großen von allen Stämmen besuchten Versammlung bei Ramsö protestiert, namentlich dagegen, daß die Wälder den Ur-

einwohnern für den unbedingt notwendigen Durchzug gesperrt werden, damit sich reiche Ausländer während einiger Wochen dem Jagdvergnügen hingeben können. Und es ist ein lehrreiches und interessantes Kapitel aus der privatkapitalistischen Gesellschaft: ein ganzes europäisches Volk wird dem Untergange zugeführt, weil die Großkapitalisten sich bereichern oder vergnügen wollen.

Physikalisches.

Der neue „Graeg“. Das allbekannte, bereits in 70 000 Exemplaren verbreitete Werk von Prof. Dr. L. Graeg: Die Elektrizität und ihre Anwendungen ist, erweitert und auf das Niveau der neuesten Forschung gebracht, in der XVI. Auflage erschienen. Der stattliche Band umfaßt nunmehr über 700 Seiten mit einigen hundert Abbildungen und wird von dem Verlage J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart, zum äußerst billigen Preise von 9 M. für das schön gebundene Exemplar abgegeben. Das Werk, das seinem Titel in allen Punkten Ehre macht, da es wirklich von der theoretischen wie der praktischen Elektrizitätslehre alles sagt, was sich darüber in einer allgemein verständlichen Darstellung überhaupt sagen läßt, empfiehlt sich dank der uneingeschränkten Anerkennung, die es seit langem genießt, eigentlich von selber. Es genügt daher, auf die Neuerungen hinzuweisen, um die der rührige Verfasser die neueste Auflage seines Werkes bereichert hat.

Entsprechend der unaufhörlichen Revolutionierung der theoretischen Begriffe wie der praktischen Methoden, die sich auf dem Gebiete der Elektrizität tagaus tagen vollzieht, ist die Zahl dieser Neuerungen eine so beträchtliche, daß nur die wichtigsten von ihnen hier genannt werden können. Hierzu gehören: die neuen Strahlungsarten und die darauf gegründeten Theorien über den Bau der Elektrizität, die Gesetze der Licht- und Wärmestrahlung mit ihren Folgerungen auf die Oekonomie der Glühlampen, das Moorelicht, der neue Edisonakkumulator, die Elektrohängebahnen, das elektrische Pflügen und vieles andere mehr, sowohl auf dem theoretischen Gebiete, wie auf dem der Anwendungen.

So wird das schöne Werk ohne Zweifel seinen alten Freunden eine willkommenen Gabe sein, zugleich aber auch neue Anhänger zu gewinnen wissen. Daß unter ihnen sich recht viele Arbeiter befinden mögen, ist aufrichtig zu wünschen. Erfordert auch das Studium des umfangreichen Gesamtwerkes recht hohe allgemeine Vorbildung, so sind doch andererseits einzelne elektrotechnische Fragen darin mit so hoher Meisterschaft behandelt, daß jeder Arbeiter, besonders aber der in der elektrischen Industrie beschäftigte, der Darstellung ohne große Anstrengung folgen kann.

Das Werk sollte zu dem eisernen Bestand einer jeden Arbeiterbibliothek gehören. V. Th.

Technisches.

Des Tauchers Auto. Die neueste Bereicherung der Ausrüstung des Tauchers stellt nach dem „Scientific American“ ein Schlitten dar, der von einem Motorboot geschleppt wird, und auf dem der Taucher bequem von der Oberfläche des Wassers in die Tiefe und wieder zurück gleiten kann, da sich das Fahrzeug ebenso bequem seitwärts wie vertikal steuern läßt. Der Unterjesschlitten ist bestimmt, den Mann rasch von einer Stelle zur anderen zu befördern und ihm so beim Suchen nach verlorenen Torpedos, bei der Auffindung und Sicherung von Unterseeminen, bei der Handhabung der Torpedogeschütze oder bei der Feststellung der Lage gesunkener Schiffe die wertvollsten Dienste zu leisten. Der Schlitten, zu dessen beiden Seiten mehrere in Stahlzylindern eingeschlossene Druckluftbehälter angeordnet sind, wird mit Hilfe eines beweglichen Krans von dem Schiffe oder Motorboot, an dessen Vord sich der Taucher auf seinem Schlittensitz befindet, ins Wasser gelassen. Solange die Luftbehälter gefüllt sind, schwimmt der Schlitten auf der Oberfläche des Wassers. Die Entladung von Luft aus dem Behälter und das Eindringen von Wasser bewirkt das Sinken des Schlittens, der durch Betätigung des Höhensteuers ohne irgend eine starke Erschütterung wieder an die Oberfläche geführt wird, wenn es der Taucher nicht vorzieht, durch Einlassen von Druckluft, die das Wasser aus dem Behälter wieder heraustrreibt, das Emporsteigen des Schlittens zu bewirken. Die Unterwasserfahrt geschieht mit Hilfe der Steuerung, und wenn der Taucher größere Tiefen aufsucht, ist er genötigt, von der komprimierten Luft Gebrauch zu machen. Der auf dem Rücken des Tauchers angebrachte Austerzeugungsapparat enthält ein Telefon und steht durch ein langes biegsames Kabel mit dem Begleitschiff in Verbindung. Die Dauer der Unterwasserfahrt hängt von der Leistungsfähigkeit des Austerneuerungsapparats ab. Die Wirksamkeit der Potaschepatronen, die die von dem Taucher ausgeatmete Kohlenensäure auffängt, ist nach etwa drei Stunden erschöpft, nach deren Verlauf ein Emporsteigen zur Oberfläche zum Zweck der Erneuerung der Patronen erforderlich ist. Befürchtungen wegen des Wasserdrucks sind selbst in großen Tiefen gegenstandslos, da der hinter dem Sitz des Tauchers angebrachte Schutzpanzer ihn in ruhigem Wasser vollständig schützt und auch gegen die ihn seitwärts treffenden Strömungen eine ausreichende Sicherung bietet, da diese infolge der Bewegung des Schlittens hinter dem Panzer ihren Weg nehmen. Bei vollem Tageslicht erweist sich die Zuhilfenahme der künstlichen Beleuchtung erst in 40 Meter übersteigenden Tiefen nötig.